

Neue
geschichtliche Essays.



Von

Karl Theodor von Heigel,
ord. Prof. der Geschichte an der Universität München.



München 1902
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

III.

Der Übergang des Kurfürstentums Pfalz-Bayern an das Haus Pfalz-Zweibrücken.*

Die Ludovico-Maximiliana begeht heute ihr 427. Stiftungsfest.

Vor wenigen Wochen feierte ganz Bayern ein Jubelfest, denn hundert Jahre waren vergangen, seit der erste Fürst aus dem erlauchten Hause Pfalz-Zweibrücken zur Regierung über die wiedervereinigten bayerischen Lande gelangte.

Da ist es denn für mich als Historiker wie als Landeskind eine ebenso klare, wie schöne Pflicht, heute davon zu sprechen, was Bayern vor einem Jahrhundert gewesen, was es innerhalb der hundert Jahre geworden ist.

Kanke wirft einmal die Frage auf: Gibt es einen Fortschritt in der Geschichte der Völker? und verneint es.

Bei aller Bewunderung für den Meister kann ich mich seiner Meinung nicht anschließen.

War nicht ein Fortschritt die Mysterieshoffnung der hellenischen Welt, die *καλὰ ἐλπίδες* eines künftigen Daseins, die Lehre von unserer Wiedergeburt nach dem leiblichen Tod? War nicht ein Fortschritt die Verbreitung der stoischen Philosophie in Rom und ihr Einfluß auf die römische Gesetzgebung? „Die Natur“,

* Festrede, gehalten beim Stiftungsfest der Universität München am 26. Juni 1899.

schrieb Cicero, „weist uns darauf hin, die Menschen zu lieben, und dies ist die Grundlage des Gesetzes!“ Bedeutet nicht einen Fortschritt der Menschheit die Erscheinung eines Kaisers, wie Marc Aurel? Der mächtigste Fortschritt endlich war es, als auch den zarteren Tugenden, vor allem der Barmherzigkeit Raum und Weiche gegeben ward.

Als die römische Weltherrschaft zu zerbröckeln begann und der Begriff von der Hoheit und Allmacht des Staates wie der Puls eines Fieberkranken in Verwirrung geriet, war das Christentum, d. h. der Glaube an die Einheit der Menschen, an das Recht des Weibes, der Armen und Elenden, der Sklaven und Besiegten das Zeichen, in dem und für das die Völker fortan ringen und wirken sollten. Das *εὐαγγέλιον*, die „glückliche Botschaft“ der Menschenliebe war nicht nur an und für sich ein Fortschritt, sondern ein entwicklungsfähiger Keim, der Schoß, Lohde, Baum wurde! Die lächerlichen und doch so verhängnisvollen Haarspaltereien der Sektierer, die Herrschsucht der Hierarchie, die Ketzergerichte des Mittelalters, die Hexenprozesse der späteren Zeit konnten die Seele des Christentums nicht ersticken, der kalte Nationalismus der Encyclopädisten, wie die Feuersbrunst der französischen Revolution vermochten nur dem Kultus, nicht dem Wesen die Gemüter zu entfremden. Heute nach 19 Jahrhunderten ist das Evangelium der Liebe lebendiger denn je. Dafür zeugt sogar die Erscheinung, die der Lehre von der allgemeinen Brüderschaft so sehr widerspricht: Der Krieg! Noch zu Anfang des Jahrhunderts von einem militärischen Talent ohne Gleichen aus Machtbegierde geführt, galten die Kriege bald einem höheren Zweck: Die Völker kämpften für die Nationalität! Und am Pfingstfest dieses Jahres versammelten sich Vertreter aller Mächte zu einer Friedenskonferenz. Den Krieg wird diese Tagung nicht aus der Welt schaffen, und sehr vielen fehlt der Glaube an die Frucht dieser Verhandlungen überhaupt, — dennoch ist die Botschaft wenigstens symptomatisch erfreulich: nicht mehr der glorreiche Krieg, sondern der segensreiche Friede dünkt auch die Starken das Wünschenswerte, das Ideal!

Dieser allgemeine Wille zur Verständigung, zu friedlicher Gemeinschaft ist doch wohl ein Fortschritt.

Auch heute fehlt ebenfowenig wie vor hundert Jahren in den Tagen der großen Revolution die schwarze Wolke! Doch stehen wir an der Wiege unsres Jahrhunderts, um das Wort aus Hermann und Dorothea zu gebrauchen, der „fürchterlichen Bewegung“ gegenüber nicht fester, als unsre Vorfahren am Ende des vergangenen?

Und blicken wir auf unser engeres Vaterland! Was war Bayern vor hundert Jahren? Für den nächsten Nachbar eine willkommene Beute, für das fremde Kriegsvolk ein jeder Gewaltthat preisgegebenes Gebiet und in den Augen des bayernfreundlichen Friedrichs II. „ein von Schweinen bewohntes Paradies!“

Auf der Weltkarte ist Bayern ein verschwindendes Fleckchen, doch ein Fest, wie es Bayern im Frühling beging, wird, gewiß auch ein Wahrzeichen der Zeit, in unsren Tagen von der Allgemeinheit des deutschen Volkes teilnahmsvoll mitgefeiert. Denn auch aufrichtige, aufrechte Männer huldigten einem Fürstenhause, das in hundertjähriger Herrschaft dem Volk und Land Aufschwung, Fortschritt, Segen brachte! Die germanische Treue war in Bayern immer lebendig, diese Dynastie hat Treue mit Treue vergolten!

Die Zeit vor hundert Jahren kann der verstockteste laudator temporis acti nicht die „gute, alte Zeit“ nennen.

Karl Albert von Bayern, als Träger der kaiserlichen Dornenkrone Karl VII., kein Übermensch, wie sein Zeitgenosse Friedrich, aber wohlwollend und volksfreundlich, hatte den kurzen Kaisertraum mit dem Ruin seines Landes gebüßt. Die dem Deutschen Reiche aggregierten Völker des Ostens hatten Bayern in so furchtbarer Weise verheert, daß man in der deutschen Geschichte bis zu den Ungarnzügen des frühen Mittelalters zurückblättern muß, um ein Beispiel ähnlicher Kriegführung zu finden. Auch in Friedenstag nach dem Glanz des Hofes die Armut des Landes häßlich ab. Und das Geistesleben, die Volksbildung war in gleichem Maße zurückgegangen, wie der Volkswohlstand. König Friedrich nennt Bayern in seinen Denkwürdigkeiten ein „von Schweinen be-

wohntes Paradies“. Das grobe Wort war vor allem von Abneigung gegen Rom und Römlinge eingegeben, doch auch Eingeborne, wie Westenrieder, der sowohl an seiner Kirche, wie an seiner Heimat hing, fanden die Kulturzustände in Bayern unwürdig und beklagenswert. Was war aus dem Stamme geworden, dem das deutsche Volk die erste klassische Literaturepoche, das tiefsinnigste Kunstepos und herrlichen Minnesang verdankte! Und kaum daß es unter Max Joseph III. und seinen treuen Helfern, den Münchner Akademikern, zu dämmern begann und für die Volkswirtschaft, wie für die Schule bessere Tage kamen, vernichtete der Tod des beliebten Fürsten diese Hoffnungen, wie Mehltau eine junge Saat. Denn der neue Regent brachte dem Volk, in dessen Mitte er nach den Hausverträgen fortan leben sollte, kein Herz entgegen. Karl Theodor von der Pfalz, „der erste Kavalier des heiligen römischen Reiches“, wie er von seinen Höflingen genannt wurde, zog dem vieltürmigen München das „feine“ Mannheim und den bayerischen Bergen seinen Schwefinger Park vor. Diese Kühle des zur Regierung in Bayern berufenen Fürsten war in Wien wohl bekannt; darauf stützte sich der Plan Kaiser Josephs II., durch Einverleibung Bayerns um so leichter die Germanisierung der vielsprachigen österreichischen Monarchie durchzusetzen und zugleich dem Erzhaufe für alle Zeiten die Übermacht in Deutschland zu sichern. Wie der unwürdige Länderschacher eingefädelt wurde, ist bekannt. Welche Entrüstung er in Deutschland hervorrief, bezeugt das zornige Wort Schlözers: Der Landgraf von Hessen habe nur ein paar tausend Landesfinder verkauft, der Kurfürst von Bayern aber wolle gleich sein ganzes Land los schlagen und preisgeben. Allerdings, nach Amerika sollten die Bayern nicht, aber der Kurfürst wollte aus Bayern!

Es ist klar, daß sich Friedrich II. nicht aus Großmut mit der patriotisch-bayerischen Partei, deren Seele die Witwe des Herzogs Clemens, Maria Anna, war, und mit dem mutmaßlichen Erben von Pfalz-Bayern, Herzog Karl August von Zweibrücken, verbündete. Friedrich hatte die schwer errungene Stellung Preußens

in Deutschland und Europa zu verteidigen. Do, ut des! ist die Seele aller politischen Verträge und Uneigennützigkeit nur eine Privattugend. Wenn Friedrich sich Bayerns annahm, dachte er sicherlich nicht an Bayern, sondern an Preußen. Doch die Beweggründe verbergen sich früher oder später, die That und ihre Früchte bleiben. Thatsache ist, daß nur durch Friedrichs Hilfe die Selbständigkeit Bayerns gerettet wurde.

Das wurde damals in Bayern auch willig anerkannt. Der Kabinettssekretär Karl Theodorz, Karl von Stengel, erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, nicht zur Freude der Pfälzer sei der Namens- tag Friedrichs in München allenthalben mit Beleuchtungen, Gastmählern und Ballen gefeiert worden. Der Buchhändler Strobl hatte im Ladenfenster das Bildnis des Königs zum Verkauf aus- gestellt; als eines Morgens die Wache vorbeimarschierte, komman- dierte der Feldwebel: Halt! Rechtsum! Front! und ließ die Mann- schaft vor dem Bilde das Gewehr präsentieren. Unzählige Ge- dichte feierten den „Alleinigen“, wie ihn die Karschin preist, den „Unerseßlichen“, den „Ewiglebenden“. Die liebenswürdigste Hul- digung widmete ihm in der Münchner Zeitung ein nicht berühmmt gewordener bayerischer Poet Franz Xaver Hueber in Versen von schlichter Herzlichkeit:

„Der Vater wird es seinem Sohn
Und der dem Enkel sagen,
Wie gut es war dem Bayerland
In König Friedrichs Tagen!
Sie werden dann mit Segen noch
Sein Angedenken feiern,
Der keiner war von Wittelsbach
Und doch so gut den Bayern!“

Im Teschener Frieden erlangte Kaiser Joseph ein stattliches Stück bayerischen Landes, das Inn- und Hausrückviertel; im großen und ganzen aber war sein Plan gescheitert. Nicht aufgegeben. Was mit Waffengewalt nicht zu erzwingen war, sollte nun durch Lockmittel aller Art erreicht werden. Fünf Jahre später gab das Wiener Kabinet nach Berlin einen Wink, daß eine neue Teilung

Polen's eine schöne Gelegenheit zu freundlicher Einigung wäre; das Erzhaus werde gern die Abtretung von Thorn und Danzig an Preußen begünstigen, falls der König den Verhandlungen des Grafen Lehrbach in München keinen ernstern Widerstand entgegensetze. Doch König Friedrich war auch dafür nicht zu haben. Er erklärte rundweg seinen Ministern, für das Wachstum einer so gefährlichen Macht nicht arbeiten zu wollen.

Ein besonderes Verdienst um die Abwehr der Josephinischen Gelfüste erwarb sich der zweibrücken'sche Minister von Hofenfels. Dieser Staatsmann war es, der zuerst, um seinem Herrn die bayerische Erbfolge zu retten, einen Bund der deutschen Staaten unter preußischer Führung ins Leben zu rufen trachtete, während die Projekte andrer süd- und mitteldeutscher Minister nur eine Partikularunion der kleineren Staaten in Vorschlag brachten. Seit September 1783 war Hofenfels in Berlin für seinen Plan unermüdet thätig. Am zweibrücken'schen Hofe nahm er mit Entschiedenheit Partei gegen das da und dort beliebte Buhlen um französischen Schutz. Noch immer habe dieser ausschließlich Frankreich Vorteil gebracht; nur die patriotische Gesinnung des Siegers von Koßbach und Leuthen verbürge den Vollbestand des Deutschen Reiches und der deutschen Rechte. Mit ausdrücklicher Genehmigung seines Herzogs legte Hofenfels diese Ansichten in der Denkschrift vom 10. Februar 1784 dar; sie enthält im Keim die deutsche Reichsverfassung von heute.

Die preußischen Minister, Herzberg an der Spitze, zauderten; man müsse, meinten sie, bis zum Tode des Kurfürsten von Bayern warten, man dürfe Rußland nicht ins österreichische Lager treiben u. s. w. Da war es König Friedrich selbst, der in einem Signat vom 6. März 1784 gegenüber der wachsenden Übermacht und Vergrößerungssucht des Kaiserhauses festes Zusammenhalten der deutschen Fürsten forderte und den „Entwurf eines Bündnisses der deutschen Fürsten nach dem Vorbilde desjenigen von Schmalcalden“ niederschrieb.

Mit ihrer Ahnung russischer Einmischung hatten Friedrichs

Minister recht. Im Januar 1785 erschien Graf Romanzow, russischer Botschafter in Wien, bei Herzog Karl August in Zweibrücken als Versucher. Der Kurfürst sei bereit, Bayern gegen ein Königreich Burgund auszutauschen; der Vertrag zwischen ihm und dem Kaiser sei dem Abschluß nahe und werde schon demnächst und unwiderruflich in Kraft treten. Dennoch wolle man den Herzog für freundliche Zustimmung belohnen. Eine Million Gulden dem Herzog, eine halbe seinem Bruder Max Joseph!

Karl August war durch seine kostspieligen Schloßbauten tief verschuldet, doch stärker als seine noblen Passionen war sein dynastisches Gewissen. Ohne Zögern wies er das lockende Anerbieten zurück und rief den Schutz Preußens an „gegen ein Vorhaben, das nur die Entfernung des Wittelsbachischen Hauses aus Deutschland bezwecke“.

Der Hilferuf fand nicht nur in Berlin Gehör. So heunruhigend wirkten die Umtriebe des kaiserlichen Kabinetts, daß Zeichen und Wunder geschahen: geistliche und weltliche, katholische und evangelische Reichsstände einigten sich zu einem Schutz- und Trugbündnis unter preußischer Führung.

Wir sind über die Stiftung des Fürstenbundes insbesondere durch Ranke gut unterrichtet, doch bei einer Nachlese in den darauf bezüglichen diplomatischen Papieren ließ sich noch manche neue und überraschende Thatsache finden.

So war bisher nicht bekannt, daß in Berlin die Absicht bestand, die Kaiserkrone wieder einem Wittelsbacher zu übertragen, und zwar war in erster Reihe Karl August, eintretendenfalls Max Joseph ins Auge gefaßt; es sollte nur gewartet werden, bis durch den Tod Karl Theodors dem Hause Zweibrücken die Nachfolge in Bayern und damit die nötigen Einkünfte zur standesmäßigen Lebensführung gesichert wären. Nur weil dies noch nicht der Fall war, wurde von Preußen der Erhebung Leopolds II. auf den Kaiserthron zugestimmt. Es war bisher auch nicht bekannt, daß Friedrich Wilhelm II. beträchtliche Summen vorstreckte, um die Herzoge von Zweibrücken über Wasser zu halten. Karl August war, wie er-

wähnt, durch den Bau des phantastischen Schlosses Karlsberg in drückende Schulden geraten. Seine Gläubiger, wie man in Zweibrücken argwöhnte, vom Wiener Hof gewonnen und gestachelt, bedrängten ihn ohne Gnade. Auf Bitten Hofensfels' wurde ihm von Preußen ein Darlehen von mehr als einer Million Thaler bewilligt, damit er, wie bisher, „das in des Hauses Zweibrücken Staatsangelegenheiten zu dessen Größe und Erhaltung beobachtete System fortsetzen“ könne. Im Jahre 1803 wurde die Schuld, da inzwischen die kurpfälzischen und zweibrückenschen Lande an Frankreich gekommen waren, von der französischen Regierung übernommen.

Daß es der Herzogin Klemens um das Land, nicht um die Dynastie zu thun war, beweist ihr Versuch, mit den durch die Katastrophe von 1180 aus Bayern verdrängten Welfen anzuknüpfen. Im August 1788 verhandelte die Herzogin mit Graf Goerz, dem Vertreter Preußens am Regensburger Reichstag, über einen Plan, zur Abwehr der österreichischen Gelüste die Hilfe der Welfen dadurch zu gewinnen, daß die Herzoge von Zweibrücken und Birkenfeld mit dem Hause Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel eine geheime Erbverbrüderung eingiengen. Der preußische Hof sollte nicht bloß seine Zustimmung geben, sondern auch die Vermittlung übernehmen und damit das Werk der Rettung Bayerns krönen. Da Max Joseph von Zweibrücken und Wilhelm von Birkenfeld nur je einen männlichen Erben hätten, müsse mit der Möglichkeit eines Erlöschens der Wittelsbachischen Dynastie gerechnet werden; volles Recht auf die Nachfolge habe gar keine Familie aufzuweisen, immerhin stehe den Herzogen von Braunschweig als den Nachkommen Heinrichs des Löwen das nächste Anrecht zu, doch lege die Anerkennung dieses Anspruches auch die Verpflichtung auf, das gefährdete Erbe gegen Vergewaltigung zu schützen. Goerz teilte den Plan der Herzogin dem preußischen Ministerium mit; Herzberg meinte, derselbe sei „diskutabel“, doch werde die Ausführung mit großen Schwierigkeiten verbunden sein. Am 26. Juli 1788 wandte sich Maria Anna unmittelbar an den König, und

dieser erwiderte in höflich zustimmender Weise. Bei Karl August sowie bei Herzog Karl von Braunschweig-Lüneburg machte Graf Goertz den Vermittler; es wurden vom Herzog von Braunschweig fast alle Bedingungen, darunter auch die Forderung, daß er in gegebenem Falle seinen Hofhalt nach München verlegen müßte, angenommen. Die Verhandlungen, hauptsächlich von Goertz und in München von dem Präsidenten Graf Loerring mit lebhaftem Eifer betrieben, zogen sich bis zum Jahre 1791 hin. Als das preussische Ministerium davon Kenntniz erhielt, machte es (1. Dez. 1791) den König aufmerksam, daß eine solche Erbverbrüderung des welfischen und des wittelsbachischen Hauses für Preußen leicht nachtheilige Folgen haben könnte. Darauf gab Friedrich Wilhelm Befehl, dem Herzog von Braunschweig „eine verbindliche Antwort“ zu geben dieselbe jedoch so einzurichten, daß daraus keine dem Interesse Preußens nachtheilige Verpflichtung erwachse. Was damit gemeint war, erhellt aus einer den Akten beigelegten, von Geheimrat v. Steck ausgearbeiteten Denkschrift, die den Beweis zu führen suchte, daß zwar das braunschweigische Haus ein gewisses Anrecht auf die Erbfolge in bayerischen Landen habe, das wittelsbachische Haus aber nicht den Schatten eines Erbfolgerechts in Braunschweig; hier werde das brandenburgische Haus selbst weit fester begründeten Anspruch erheben können.

Wie innig die Beziehungen des zweibrückener Hauses zu dem preussischen Hofe auch unter dem Nachfolger Friedrichs des Großen waren, erhellt aus folgendem Vorgang. Im Februar 1788 überreichten der zweibrückensche Minister v. Cetto und Oberst Gailing dem König einen ausführlichen Entwurf, wie nach Ableben Karl Theodors Bayern gegen einen militärischen Gewaltstreich zu behaupten sei; auch die Pläne der bayerischen Festungen wurden mit übergeben. Für den Fall des Todes des Kurfürsten waren schon die Besitzergreifungsurkunden gedruckt, die Verhaltensmaßregeln für die Civil- und Militärbehörden zur Sperrung der Archive, des Schatzes, der Amtskassen u. s. w. lagen bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeitet vor. „Die Papiere derjenigen Parti-

fuliers, welche von Amtswegen oder in Rücksicht ihres persönlichen Verhältnisses mit dem verstorbenen Kurfürsten geheime herrschaftliche oder des letzteren Privatpapiere hinter sich haben können, sollen obfignieret werden; von diesen Personen werden wohl Pater Frank, Dusch und Rogister die vorzüglichsten sein.“ Auch die Aufhebung der englisch-bayerischen Malteser-Ordens-Zunge war in Aussicht genommen. Pfalzgraf Wilhelm von Birkenfeld sollte das Ganze leiten und von Graf Brühl und Baron Kinkel dabei unterstützt werden. Maria Anna — denn natürlich war auch dieser Schachzug zur Rettung Bayerns ihr Werk — wollte mit der militärischen Verteidigung einen preussischen Offizier betraut wissen, doch darauf ließ sich Friedrich Wilhelm nicht ein, während er allen übrigen Anordnungen seinen Beifall zollte (28. März 1788). Mit besonderm Nachdruck empfahl man in Berlin den Schutz der Festung Ingolstadt und der bayerischen Salinen, auf die der erste Vorstoß der Österreicher erfolgen werde.

Doch was nützten die klugen Pläne und alle Vorsicht in dem Sturm, der nun von Paris aus über ganz Europa brauste, wie ein richtiges Elementarereignis nichts verschonte und morschen Plunder wie heilige Altäre über den Haufen warf!

Auch in Straßburg, wo Max Joseph von Zweibrücken bisher als Oberst des Regiments d'Alsace verweilt hatte, war bald kein Platz mehr für deutsche Fürsten und königstreue Offiziere. Max Joseph verließ die ehemals so gastliche, jetzt von Revolutionären der radikalsten Richtung regierte Stadt und zog nach Mannheim. Als der Koalitionskrieg ausbrach, erbot er sich zu Kriegsdiensten in der preussischen Armee. Herzog Karl August trug den Wunsch seines Bruders dem König vor. „Mein Bruder, von Jugend auf im Dienst der Waffen, die er mit einer gewissen Auszeichnung getragen, brennt vor Begierde, sich in diesem Beruf auszubilden in der ersten Armee der Welt, unter dem Befehl des Helden, der die Sache der Monarchen und des Rechts rächen, dem das pfälzische Haus zum zweiten Mal die Rettung und Erhaltung seiner Staaten zu danken haben wird. Ich bin in Verzweiflung, Sire,

daß meine Gesundheit mir nicht erlaubt, die nämliche Laufbahn einzuschlagen, und ich werde mich darüber nicht eher trösten, als bis ich von Ew. Majestät die Gnade erlangt haben werde, daß mein Bruder in Ihre Armee eintreten, unter Ihren Augen sich schlagen und, wenn nötig, sein Blut für unseren erhabenen Schutzherrn vergießen darf (6. Juni 1792).“ Max Joseph selbst schrieb an den König (7. Juni 1792): „Das Beispiel, das Ew. Majestät allen Fürsten Europas vor Augen stellen, indem Sie selbst dem unglücklichen König von Frankreich zu Hilfe eilen, muß alle Herzen entflammen. Ich wenigstens, Sire, brenne vor Begierde, mich unter Ihrem Oberbefehl zu schlagen und mein Blut zu vergießen für den Ruhm Eurer Majestät und für die Verteidigung des Deutschen Reichs. Soldat mit ganzer Seele, bedarf ich nur noch der Erfahrung, und wo könnte ich mir die besser erwerben als unter einem Helden, wie Ew. Majestät, und in der ersten Armee der Welt!“ Friedrich Wilhelm II. mußte jedoch das Anerbieten des Prinzen ablehnen, weil nach Vereinbarung mit dem Wiener Cabinet weder bei preussischen noch bei österreichischen Truppen Freiwillige aufgenommen werden sollten.

Durch das unerwartete Ableben seines älteren Bruders (1. April 1795) wurde Max Joseph regierender Herzog von Zweibrücken, doch er war nur ein Fürst ohne Land, denn die Sausculotten hielten sein ganzes Gebiet besetzt. Karlsberg, das achte Wunder der Welt, wie sein Erbauer das Schloß genannt hatte, war ein Raub der Flammen geworden. Wie sehr auch das bayerische Erbe gefährdet war, bezeugt ein Brief der Kurfürstin Marie Amalie von Sachsen an ihren Bruder Max Joseph vom 22. August 1796: „Ich fürchte sehr, daß Bayern unsrer Familie für immer verloren gehen wird, aber ich hoffe zuversichtlich, daß wenigstens Sie, teurer Bruder, zu solchem Handel niemals Ihre Zustimmung geben werden und kein privater Vorteil Sie der Bahn der Ehre und der Festigkeit abwendig machen wird, wie Sie es sich und Ihren Nachkommen schuldig sind!“ Max Joseph, obwohl ohne nennenswerte Einkünfte, kaum gegen die nackte Not geschützt,

entsprach in uneigennützigster Weise diesen Erwartungen. Der französische Emigrant General Heymann, der das besondere Vertrauen des Herzogs genoß und deshalb vom Berliner Kabinett zum Geschäftsträger an dem kleinen Hofe in Mannheim und Rohrbach ausersehen worden war, berichtet eine Menge von Zügen, die das eifrige Werben des Wiener Hofes um den Prinzen beweisen. Schon zwei Tage nach dem Tode der ersten Gemahlin Max Josephs, Augusta von Hessen, erschien ein höherer österreichischer Offizier, um dem Witwer die Hand einer Erzherzogin anzubieten, erntete jedoch für seine Bemühungen keinen Dank. Im Oktober 1797 sagte ein mit den Münchener Verhältnissen vertrauter Cavalier zu Heymann: „Es scheint, daß der Appetit auf Bayern wieder im Wachsen ist; einige Anzeichen scheinen darauf hinzuweisen, daß gewisse Herren in München davon genaue Kenntniß haben; diese Leute würden nicht gern sehen, daß der Herzog von Zweibrücken sich in den Staaten des Königs von Preußen niederlasse, sondern sie legen es darauf an, ihn nach Bayern zu ziehen und sodann dadurch, daß man ihm den Brotkorb höher oder tiefer hängt, seine Zustimmung zu allem, was man von ihm haben will, zu erzwingen. Sie kennen aber den Herzog zu gut, um nicht zu wissen, daß er für etwas, was seinen Grundsätzen widerspreitet, schlechterdings nicht zu haben ist und daß keine Entbehrung ihn bewegen wird, zu solchen Machenschaften seine Hand zu bieten.“ Heymann spricht von der Absicht des Herzogs, sich in Berlin niederzulassen, falls ihm die Franzosen den weiteren Aufenthalt in der Pfalz unmöglich machten. „In der Lage zu sein, recht oft dem besten aller Könige meine Aufwartung zu machen,“ schrieb Max Joseph (14. Februar 1797) an Friedrich Wilhelm III., „wird für mich immer das höchste Glück ausmachen.“ Der König bot ihm Gemächer in seinem Schlosse an, allein die Berliner Reise unterblieb ebenso wie die im nächsten Jahre geplante Übersiedelung nach Ansbach.

Dank dem Anekdotenklatsch, den der bekannte Ritter von Lang in seinen Memoiren über seinen Wohlthäter Max Joseph zum

besten gibt, hat sich die Legende gebildet, daß dieser Fürst in behaglichem Lebensgenuß sich verloren, die Regierungsjorgen andren aufgebürdet habe. Doch wenn nicht schon andre Zeugnisse dem widersprechen, — der amtliche und der private Briefwechsel mit dem Berliner Hofe bieten den unanfechtbaren Beweis, daß der Herzog ebenso für die Erleichterung des Loses seiner in Feindeshand geratenen pfälzischen Unterthanen, wie für die Existenz und Unabhängigkeit Pfalz-Bayerns unermülich thätig war. Seine stärkste Hoffnung setzte er nach wie vor auf Preußen — „es gibt keine andere Richtschnur für mein Verhalten,“ schreibt er an Friedrich Wilhelm, „als die Ratschläge Preußens zu befolgen und seine Absichten zu erraten!“ — doch suchte er sich vorsichtigerweise auch von Frankreich Schutz seiner Rechte zu sichern. Die unverkennbare Hinneigung Max Josephs zu Frankreich erklärt sich aus seiner früheren Stellung, wie aus dem Wunsche, mit Hilfe der Republik für seine elsäßischen Herrschaften ausgiebigen Ersatz zu gewinnen. Bei der schimpflichen Übergabe Mannheims an die Franzosen am 20. September 1795 spielte der Minister und Vertrauensmann Max Josephs, Abbé Salabert, eine mehr als zweideutige Rolle; nach der Wiedereinnahme Mannheims durch die kaiserlichen Truppen wurde der „Verräter“ zugleich mit dem „Verrührten“, dem bayerischen Minister Graf Oberndorff, in Haft genommen. Die Gefangenschaft der Minister zweier angesehenen Reichsstände war zwei Jahre lang Gegenstand lebhafter Verhandlungen am Regensburger Reichstag. Während Karl Theodor durch demüthige Nachgiebigkeit gegen den Wiener Hof die Freilassung seines Dieners zu erwirken suchte, wies Max Joseph das Aufhören des Wiener Kabinetts, den mißliebigen Minister zu opfern, mit Entriistung zurück und suchte durch den Beistand Preußens zu obliegen. „Ich habe dabei“, schrieb er an Friedrich Wilhelm, „weniger die Person des Abbé Salabert und meine eigene Würde im Auge, als die verhängnißvollen Folgen, denen die deutsche Freiheit ausgesetzt ist.“ „Im Interesse des allgemeinen Besten habe ich mich entschlossen, mich der Rache eines Hofes auszusetzen, der in seinen

weitgehenden Plänen die Vernichtung meines Hauses mit dem Ruin des Reiches vereinigen will. Meine nach allen Seiten kritische Lage könnte mich erschrecken, wenn ich mich nicht erinnerte, daß mein Bruder ohne alle Mittel, nur durch die großmüthige Hilfe Preußens über alle Gefahren triumphiert hat. Unter der Ägide der königlichen Huld und Macht hoffe ich, mein politisches System nicht nach den Gesetzen richten zu müssen, die man mir aufnötigen will, und die mir persönlich nicht minder wie meiner Ergebenheit für den König widerstreben."

Da aber der Vertreter Preußens am Reichstag zwar seinem Mitgefühl mit dem Gefangenen Ausdruck gab, aber keineswegs entschieden und thatkräftig für ihn Partei ergriff, und da immer deutlicher zu Tage trat, daß das Berliner Kabinett auf Grund der Abmachungen zu Basel noch weiter mit Frankreich unterhandelte, sandte Max Joseph seinen Minister Cetto nach Paris, um auch für sich die Gunst des Siegers zu erwirken. Cetto sollte hauptsächlich den neuerdings auf Einverleibung Bayerns gerichteten Umtrieben des Wiener Hofes entgegenwirken, und da der Vertreter Preußens ihn nachdrücklich unterstützte, wurden die Bestrebungen der Gegner, die Führer der Republik für die Wünsche des Kaisers günstig zu stimmen, glücklich vereitelt. So oft ein neues Verdachtsmoment auftauchte, wandte sich Max Joseph unverzüglich mit Bitten und Beschwerden nach Berlin, nach Petersburg, nach Paris. Als in Rastatt ein Kongreß zur Ordnung der Reichsangelegenheiten auf Grund der offenen und geheimen Abmachungen zu Basel und Berlin eröffnet wurde, galt der Herzog von Zweibrücken schon als Mittelpunkt der Franzosenfreunde in Deutschland. Doch gab er die Fühlung mit Berlin nicht auf. „Der Moment“, schrieb er an Graf Haugwitz, „wo der Rastatter Kongreß zusammentritt, um die Dinge Deutschlands zu ordnen, ist auch der Zeitpunkt, wo man offen Farbe bekennen muß, um die französische Regierung zur Einlösung ihres Versprechens zu veranlassen und die ehrgeizigen Pläne Oesterreichs zu vereiteln, das fortwährend bereit ist, die großen Staaten zu schwächen, um so das Corps Germanique zu beherrschen.“

Im Winter 1798 tauchte das erste Projekt eines Rheinbundes auf. Das preußische Ministerium schrieb am 14. Dezember an Heymann, er werde wohl schon gehört haben, daß deutsche Fürsten ein Bündnis mit Frankreich zu schließen gedächten, um sich willkommene Entschädigungen zu erwirken. „Ein ruchloser Plan, dessen Ausführung schließlich nichts anderes zur Folge haben würde, als daß alle diese Fürsten zu Vasallen herabsinken würden, zu gehorsamen Dienern des französischen Despotismus.“ Insbesondere bemühte sich der hessische Minister v. Waiz, den Herzog von Zweibrücken zu bereden, daß er an die Spitze eines solchen Bundes trete. „Es läßt sich voraussetzen, daß der Herzog, falls ein solches Anfinnen wirklich an ihn gerichtet werden sollte, dasselbe nach seinem wahren Wert schätzen und sich in keinem Falle zu verhängnisvollen Irrthümern verleiten lassen wird durch die Unterstützung, die ihm die französische Regierung gewähren könnte.“ Auf die Anfrage Heymanns bestätigte Max Joseph, daß ihm dergleichen Anerbietungen gemacht worden seien, doch — so versicherte er — seine Unterhandlung mit Frankreich, die er nicht ohne die Zustimmung Preußens angeknüpft habe, bezwecke nichts, als das Los seiner Unterthanen zu erleichtern und auch Frankreich zum Protest gegen die Auslieferung Bayerns an Oesterreich zu bewegen. Die Lage Bayerns sei ja so traurig wie denkbar. „Gänzlich besetzt von österreichischen Truppen, die darin wie in einer Provinz ihres Staates schalten und walten, die Unterthanen erschöpft durch Frohndienste und Lieferungen aller Art, entmutigt, beunruhigt, voll Abneigung gegen eine Regierung, gegen die man sie unablässig gehetzt hat und die sich nicht mehr halten kann.“ Was die Besetzung durch die Oesterreicher für das Land bedeute, erhelle schon daraus, daß die Kosten für die angeordneten Fouragelieferungen allein mehrere Millionen übersteigen; dazu kämen noch die Ausgaben für den Unterhalt der Soldaten. Das ganze Land sei mit kaiserlichen Truppen so übersponnen, daß es, wenn heute der Kurfürst stirbe, ganz ins Belieben der kaiserlichen Befehlshaber gestellt wäre, ob sie den Nachfolger zum Regiment gelangen

lassen wollten oder nicht. Die eigene Regierung ohne Ansehen, der Staatskassa leer, die Schulden in keinem Verhältnis zu den Einnahmen, aber alles mit einem dichten Schleier verhüllt, um dem Kurfürsten zu verbergen, wie ein großer Teil der Einnahmen in den Taschen feiler Beamten verschwinde. Die Steuern ungerecht verteilt, fast ausschließlich auf Bürger und Bauersmann lastend. Die Armee schwach, auch mangelhaft verteilt und aller Zucht entwöhnt. Das Volk zurückgeblieben unter geistlichem und weltlichem Druck, zu häßlichem Radikalismus gewaltsam herangezogen durch die Frank und Lippert und Leiningen, die dem Wahne ergeben, den vorwärts trachtenden Volkswünschen könne nur dadurch der Stachel entzogen werden, daß man auch die offensten Mißstände als unantastbare Heiligtümer hüte.

„Die Leiden Bayerns“, schreibt Heymann am 28. Januar 1799, „wachsen mit jedem Tage; schon im vorigen Monat waren die Ausgaben für die einheimischen und fremden Truppen auf 1,400,000 Gulden gestiegen, und die Summen mußten von den Einnahmen für das kommende Jahr vorweggenommen werden“ ... „Alle Berichte, die aus dem Lande kommen, sprechen nur vom Verlust des Eigentums, von der Unzufriedenheit des Volkes, vom Ruin, der alles bedroht, wenn es nicht gelingt, die Österreicher zur Zurückziehung ihrer Truppen bei gleichzeitiger Räumung der Rheinufer durch die Franzosen zu bewegen.“ Der Herzog erwarte Hilfe gegen die einen, wie gegen die anderen nur von Preußen. „Man wird mich vermutlich“, sagte Max Joseph zu Heymann, „der Hinneigung zu Frankreich zeihen; ich weiß, daß Viele sich diese gewagte Behauptung erlauben, aber man erwäge nur meine Lage und beurteile dann, ob ich mich geradfrümmiger und offener verhalten konnte!“

Zu Beginn des Jahres 1799 waren österreichische Truppen über das ganze bayerische Gebiet verteilt, Erzherzog Karl stand an der Grenze. Herzog Wilhelm von Birkenfeld machte seinem Vetter Max Joseph wenig tröstliche Mitteilungen über eine Unterredung mit dem Führer der österreichischen Truppen. Der Erz-

herzog sprach ganz offen von einer zwischen den Höfen von Wien und München getroffenen Vereinbarung, wonach 15 000 Bayern in die österreichische Armee eingeteilt werden sollten. In Bezug auf die Erbfolge äußerte sich der Erzherzog mit erschreckendem Freimut. „Es unterliegt keinem Zweifel“, fährt Herzog Wilhelm fort, „wenn der Wiener Hof beabsichtigt, sich Ihrer Besitzergreifung nach dem Tode des Kurfürsten zu widersetzen und wenn seine Truppen so wie gegenwärtig über das Land verteilt sind, so sehe ich kein Mittel, das verhindern könnte, daß wir dem Gesetz des Stärkeren uns beugen müssen, und das einige Gewähr leisten könnte, daß die Würde und die Sicherheit Ihrer Person nicht gefährdet wäre. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, in die Hauptstadt zu kommen; sich darin zu behaupten, scheint mir Alles zu sein, was sich thun läßt, und nicht einmal dies wird sich 24 Stunden lang durchführen lassen, wenn man gegen offene Gewalt anzukämpfen haben wird. Ich flehe Sie an, theurer Herr Bruder, mir für diesen Fall bestimmte Anweisung zu geben, wie weit man im Widerstand gehen soll, denn es handelt sich nicht bloß darum, daß wir nicht als Feiglinge erscheinen, sondern auch daß kein unnützes Blut vergossen wird.“ Darauf erwiderte Max Joseph, er müsse die Entscheidung dem König von Preußen überlassen; wenn dieser wie sein Vorgänger für Bayerns Rettung eintreten wolle, sei er für seine Person zu jeglichem Widerstand bereit.

Am 3. Februar 1799 gibt der preußische Geschäftsträger am Münchener Hofe die Zahl der in Bayern und der nächsten Umgebung lagernden österreichischen Truppen auf 55 Bataillons Fußvolk und 81 Eskadrons Reiterei, im ganzen also etwa 80 000 Mann, an. Was von der Zuchtlosigkeit dieser Soldateska erzählt werde, übersteige alles Glaubhafte. „Der Eindruck, den diese, wie ich wohl annehmen darf, übertriebenen Gerüchte auf das Publikum machen, ist leicht begreiflich.“

Eben noch hatte die Münchener das Gerücht erregt: der Kurfürst verläßt demnächst die Stadt, flüchtet nach Wien oder Prag, und die Hauptstadt Bayerns kommt unter österreichisches

Regiment, da verbreitete sich — am 12. Februar — neue Kunde: Karl Theodor ist vom Schlag gerührt! Und so war's Während der Kurfürst mit General von Hertling L'hombre spielte, trat die Katastrophe ein. Die Ärzte gaben keine Hoffnung. Bei Hofe war man entschlossen, den Ernst der Lage solange wie möglich zu verheimlichen; nur an den Herzog von Zweibrücken ging sofort ein reitender Bote ab. Allein das Gerücht drang doch auch in das österreichische Hauptquartier, und Erzherzog Karl entsandte den Grafen Colloredo nach München. Als dieser mit dem österreichischen Botschafter Graf Sailer in der Residenz erschien und den Kranken sehen wollte, wurde ihnen der Zutritt von der Kurfürstin verweigert. Sailer beschwor sie, die Hilfe des Kaisers anzurufen; sie wies auch diesen Rat zurück.

In den Höfen und Empfangszimmern der Residenz sieht man zwar eine Menge Menschen und feierliche Mienen. Das ist so Brauch, dahin ziehen Anstandsgefühl — *bien-séance*, sagt Garnier — und Neugierde. Doch die Kirchen, wo für die Genesung Karl Theodors Andachtsübungen gehalten werden, bleiben leer. So wenig ist man bei Hofe der Liebe des Volkes sicher, daß an den Herzog die Bitte gerichtet wird, er möge nachts und heimlich in die Stadt kommen; man ahnte, mit welchem Jubel die Bürgerschaft ihren Liebling begrüßen würde, und wollte diese Kränkung des Landesfürsten, des Sterbenden vermeiden.

Vier Tage lang lag Karl Theodor noch atmend, doch bewußtlos. Am 16. Februar nachmittags 3 Uhr verschied er.

Nun kamen die umsichtigen Bestimmungen der Herzogin Maria Anna und die kluge Verteilung der Rollen doch zur Geltung. Alles ging am Schnürchen. Der Herzog von Birkenfeld ließ unverzüglich alle Hofbeamten, Minister und Generäle dem rechtmäßigen Nachfolger Treue schwören, die Garnison stellte sich auf den Plätzen der Stadt in Reih und Glied und wurde vereidigt; ein Hofbeamter, von einer Reitertruppe begleitet, fuhr dem neuen Landesherrn mit der amtlichen Nachricht vom Ableben des Dheims entgegen. Die Papiere des Grafen Jeschowitz und des

Rabinettssekretärs von Lippert, den Westenrieder in seinem Tagebuch mit wunderlicher Übertreibung den „bayerischen Robespierre“ nennt, wurde versiegelt, dem Fürsten von Brezzenheim, Karl Theodor's natürlichem Sohn, die Auflösung der bayerischen Ritterloge vom Malteserorden angezeigt.

Die Bevölkerung machte Feiertag. Trotz der Februarälte und dem Schnee auf den Straßen war es allenthalben lebendig. Zahlreiche Flugblätter erschienen, gedruckt und geschrieben, alle siegesfrohen, aber nicht alle reinlichen Inhalts. Geschmacklose Gesellen begeisterten mit Hohn und Spott den Mann, der doch für immer die Waffen gestreckt, der München den Englischen Garten geschenkt hatte.

Zu den einigermaßen anständigen Nachrufen zählt eine Flugschrift: „Gespräch im Reiche der Todten zwischen Karl Theodor und Max Joseph III., seinem Regierungsvorfahrer.“ Max Joseph spricht dem ins Reich der Toten herabgestiegenen Nachfolger sein Bedauern aus, daß er so unbeweint aus dem Leben geschieden sei. Karl Theodor gibt dies zu; als er während der letzten Krankheit auf einen Augenblick zur Besinnung gekommen sei, habe er zwar viele Leute um sich gesehen, weinend aber nur seine Söhne und Herrn von Lippert. Dagegen jauchze das Volk dem Zweibrückener zu, — eine wohlfeile Auszeichnung, die nur dem allgewaltigen Trieb zur Neuerung entstamme! Nun belehrt ihn aber sein Vorgänger, daß der Grund tiefer liege. „Der philosophische Historiker wird anders über Karl Theodor urtheilen als Iffland.“ Dem bestürzten Pfälzer wird ein langes Sündenregister vorgetragen; nur durch die Begünstigung ruchloser Subjekte und das gewaltsame Vorgehen gegen Gschall, Jaupfer u. a. sei verschuldet worden, daß der Bayern offener Charakter sich ganz ins Gegentheil verwandelt habe; hoffentlich werde sich aber unter dem beliebten Nachfolger Alles wieder zum Besseren wenden. „Dein rächendes Gewissen zeige dir zur stäten Strafe das Glück, das du mit Füßen von dir stießest: die Wohlfahrt Baierns unter einem guten Fürsten!“

In einem handschriftlichen Gedicht: Ein paar Worte an die

Baiern-Nation! das dem Berichte Garniers an den Berliner Hof beigelegt ist, heißt es:

„Auf, auf! wem's Herz im Leibe schlägt,
 Wer Feuerröhr' und Säbel trägt,
 Für unser Löwenhaus!
 Der schwarze Adler streckte schon
 Mit Schadenfreude und mit Hohn
 Nach uns die Klauen aus!
 Nun, Baiern, schnaubet wieder frey
 Und jauchzt und singt und ruft, es sey
 Für uns nur Wittelspach!
 Es lebe hoch Maximilian,
 Ruft Weib und Kind und Greis und Mann
 Und unsre Zukunft nach.
 Schließt auch in euren Freudenchor
 Karl Ludwig und den Theodor
 Als unsre Prinzen ein!
 Ha! Schwänkt die Gläser hoch,
 — Nur nicht mit Osterreichs Wein!“

Am 20. Februar traf Max Joseph in München ein, vom Herzog von Birkenfeld und von den städtischen und ständischen Würdenträgern empfangen, mit frohem Zuruf von den dichtgedrängten Massen auf Straßen und Plätzen und aus den Fenstern der geschmückten Häuser begrüßt.

„Bis zu diesem Augenblick“, schreibt Heymann offenbar erstaunt am 21. Februar nach Berlin, „haben sich der Graf Sailer und sein Hof nicht gerührt!“ „Die ernstesten Vorstellungen Eurer Majestät,“ schrieb der neue Kurfürst an den König von Preußen, „haben in Wien den gewünschten Eindruck hervorgerufen, und auch das zielbewusste, rasche und sichere Sineinandergreifen der von uns getroffenen Maßnahmen hat überrascht und von ungeschicklichen Schritten zurückgehalten!“

Am 21. Februar wurde Baron Montgelas zum Leiter der auswärtigen Politik ernannt.

Mit der Wahl dieses Mannes waren alle Zweifel über den neuen Kurs gehoben.

Max Joseph selbst hatte noch in einem aus Mannheim

datierten Briefe an Friedrich Wilhelm vom 18. Februar die Versicherung gegeben, daß der Wechsel seiner Stellung keine Änderung seiner politischen Anschauungen mit sich bringen werde. „Den Frieden so rasch wie möglich herbeizuführen auf Grund eines Übereinkommens, das gerechte, mäßige Entschädigungen zusichert, die, so weit es möglich, für die Verluste Ersatz bieten, ohne allzu empfindlich die Reichsverfassung zu verletzen: das ist der Inbegriff meiner Wünsche, das ist die Aufgabe, der meine ganze Politik in der neuen und wichtigen Stellung, die mir die Vorsehung zugebracht hat, gewidmet sein soll. Dazu den kostbaren Beistand Eurer Majestät zu erlangen, auf Ihren Einfluß mich stützen, auf Ihren mächtigen Schutz rechnen zu dürfen: das ist das Ziel meiner Wünsche!“ Doch trat bald zu Tage, daß auf die freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich stärkeres Gewicht gelegt wurde. „Der neue Kurfürst“, so erklärt Montgelas in seinen Denkwürdigkeiten — „befand sich ganz natürlich und infolge der schon früher berührten Umstände (des intimen Verkehrs Salaberts mit den Franzosen und der Verhandlungen Cetto's in Paris) in freundschaftlichen Verhältnissen zu Frankreich; da nun inzwischen nichts vorgefallen war, was hierin eine Änderung bedingte, glaubte man alles in dem bisherigen Stand belassen zu sollen.“ Als der Kurfürst bald darauf den französischen Residenten Alquier in Audienz empfing, erlaubte sich der Vertreter Oesterreichs die Bemerkung, die Vorgänger des Fürsten würden einen solchen Schritt nicht gethan haben. Der Kurfürst erwiderte, er habe den Franzosen nur als Privatmann, nicht als Vertreter seiner Nation empfangen, er strebe nichts anderes an, als einen glimpflichen Reichsfrieden; im übrigen sei er Herr im eigenen Hause und nicht gewillt, irgend welche Einmischung sich gefallen zu lassen.

Doch auch das Berliner Kabinett warnte vor allzu freundschaftlichen Demonstrationen gegenüber Frankreich und riet zum Festhalten am Bündnis mit Oesterreich. Diese Forderung einer Lammsgeduld kränkte den Kurfürsten. Er beklagte sich bitter bei dem preussischen Gesandten. „Ich war Preuße mit Leib und Seele

und werde es auch bleiben! Im übrigen wissen Sie, welche aufrichtige Anhänglichkeit an Preußen in meinem Lande herrscht und welche berechtigte Abneigung gegen die Österreicher. Sie wissen, wie weit diese öffentliche Meinung beigetragen hat zu dem Mißtrauen und dem Haß, den mein Oheim und seine Regierung auf sich geladen haben. Soll ich jetzt auf das Vertrauen meiner guten Bayern verzichten? Nein, ich bin nicht dazu gemacht, ein Österreicher zu werden, ich vermag auch nicht daran zu glauben, daß Preußen mich zurückstoßen könnte!“ Zu Heymann sagte Max Joseph: „Ich weiß, welche Pflichten mir meine Eigenschaft als Reichsstand auferlegt; ich werde deshalb das meinige thun, um die Grenzen und den ungestörten Fortbestand des Reiches zu sichern, aber auch nicht darüber hinausgehen; was hat das Reich gethan, um meinem Hause die rechtmäßige Erbfolge in Bayern und die Selbständigkeit dieser uralten Provinz zu erhalten? Ich hoffe, daß mich Preußen nicht verlassen wird, aber für alle Fälle muß ich mich auch mit Frankreich gut halten, denn die Rücksicht auf die freundschaftlichen Vorstellungen Preußens und die Weigerung Frankreichs, auf die Wünsche des Wiener Hofes einzugehen, haben allein Bayern gerettet! Freilich, es ist nur ein verarmtes, gänzlich herabgekommenes Land, aber mit Gottes Hilfe wird sich eine Hebung bewerkstelligen lassen!“

Heute weiß man, wie dankenswert dieses Versprechen eingelöst wurde. Der Einzug Max Josephs in München und die Ernennung Montgelas' sind die Anfänge des modernen Bayerns, das heute nach hundert Jahren als angesehenes Glied des neuen Deutschen Reiches selbstsicher und blühender dasteht denn je, — ein Beweis der staaterhaltenden Kraft im Volke und in der Regierung.

Zwar die auswärtige Politik des ersten Zweibrückeners auf bayerischem Throne, sein Bündnis mit Frankreich ist von Arndt und Perz, Häußler und Treitschke gnadenlos gerichtet, der „Satellit Napoleons“ mit Hohn und Spott beladen worden. Doch wer die damaligen Handlungen nach der damals allein giltigen und von allen befolgten Moral beurteilt, im Geiste jenes Zeitalters

voll Sturm und Drang die politischen Verhältnisse, die Not Bayerns erwägt, wird milder von Max Joseph und seinen Räten denken. Das ausgefogene, entkräftete Ländchen hatte noch immer für seine Existenz zu fürchten und zu ringen. Allein, mit eigenen Kräften war es dem gefährlichen Nachbar nicht gewachsen. Sollte die Regierung selbstmörderische Politik treiben? Mußte sie nicht Schutz und Unterstützung suchen, wo sie Schutz und Unterstützung fand? Leider blieb ihr keine Wahl. Anfangs wollte Max Joseph nur, was auch Preußen vor Jahren und zwar in keineswegs gefährlicher Lage für sich gewollt und erlangt hatte: Neutralität. Am 5. April 1799 wurde Baron Bosch, der pfalz-bayerische Geschäftsträger in Berlin, angewiesen, im Namen seines Herrn die Gefühle unverbrüchlicher Anhänglichkeit an Preußen und den Fürstenbund zum Ausdruck zu bringen. „Der Kurfürst ist nunmehr als Erbe seiner Vorfahren in den Besitz einer solchen Macht gelangt, daß er hoffen kann, ein nützlicher Bundesgenosse zu werden und wenigstens einen Teil seiner Dankeschuld an Preußen abtragen zu können; ist er doch einer der Wächter und Vorposten dieser Monarchie geworden. Er wünscht nichts sehnlicher als die Befestigung der Bande des Bündnisses und der Interessengemeinschaft, deren Grundlage der deutsche Fürstenbund ist, dessen Bestimmungen der Kurfürst allzeit gewissenhaft befolgen wird. Er wird dazu um so leichter im Stande sein und dem Bunde selbst um so mehr Gewicht und Bedeutung geben können, je allseitiger die Hindernisse, die noch seine Energie niederhalten und seine Kräfte aufreiben, beseitigt werden. Sein ganzes Vertrauen richtet sich auf Preußen, das doch sicherlich eine Lockerung dieser Interessengemeinschaft nicht zugeben und vom alten System nicht abweichen wird; dadurch würde ja ein Werk zerstört werden, das dem Ruhme des großen Friedrich die Krone aufgesetzt hat!“ Auf Preußens Rat habe sich der Kurfürst an den Kaiser angeschlossen; trotzdem sei es bis zum heutigen Tag noch nicht möglich gewesen, vom Wiener Hof in der Entschädigungsfrage eine bindende Erklärung zu erlangen. „Ja, seit der Schleier, der bisher die Verhandlungen in Rastatt deckte,

etwas gelüftet worden ist, hat sich gezeigt, welche neuen Attentaten Bayern ausgesetzt gewesen wäre, hätte nicht der König selbst großmüthig auf jede Entschädigung verzichtet, und wie wenig Sicherheit sogar eine solche Erklärung gewährt hätte. Abgesehen vom Groll über die österreichischen Pläne muß noch ein andrer wichtiger Grund dem Kurfürsten Bedenken einflößen, sich noch weiter mit Oesterreich einzulassen; die Rücksicht auf die in ganz Bayern herrschende Stimmung! Der Kurfürst würde dadurch sofort das Vertrauen einer Nation einbüßen, die ihrem Landesherrn in rührender Weise ergeben und anhänglich ist, — sollte nicht auch darauf in unsren Zeiten die zarteste Rücksicht zu nehmen sein?“ Bis her sei man allen durch das Zusammengehen mit Oesterreich auferlegten Pflichten mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit nachgekommen, aber der Erfolg habe nur darin bestanden, daß die Lage Bayerns heute trostloser sei denn je. „Die rheinischen Provinzen sind noch immer in den Händen der Franzosen, Bayern selbst ist Gefahren aller Art ausgesetzt, und die jüngsten Erfolge der österreichischen Armee in Schwaben können keine ausreichende Sicherheit bieten, daß die Franzosen unter besserer Führung wiederkehren und dann noch feindseliger schalten und walten werden. In der Lage, in der sich der Kurfürst im gegenwärtigen Augenblick befindet, hieße es seinen Untergang heraufbeschwören, wollte er sich der einen oder andren Macht in die Arme werfen“ . . . „Alles vereinigt sich, um diesen Fürsten zu überzeugen, daß das Gesetz, das ihm sein Herz vorschreibt, eins ist mit dem, was die Staatsraison fordert, und daß die Vereinigung der Systeme und das Beispiel Preußens der einzige Kompaß ist, nach dem sein Verhalten sich richten soll.“ Erst als Preußen sich dagegen erklärte — dem Neutralitätsplan der Südstaaten stehe Preußen zwar sympathisch gegenüber, erklärte das Berliner Kabinett (26. April 1799), aber er sei nicht durchzuführen, wenn Oesterreich es nicht wolle, — und in München auf Fortsetzung des Kriegs an der Seite und unter dem Kommando Oesterreichs bestand, als dieser Krieg aber nur die Besetzung des Landes und Niederlagen und Elend im Gefolge hatte, wurde mit Frank-

reich über ein Bündnis verhandelt. Am Wiener Hofe tauchten ja immer wieder die alten Anschläge auf, und Preußen sah jetzt mit verschränkten Armen zu. Die Grenze für die Wünsche des einen und für die Geduld des anderen war nicht abzusehen. Und wenn in der Folge Montgelas noch gefügiger war, als es notwendig gewesen wäre, und die Pläne Napoleons unterstützte, um nicht bloß Schutz, sondern auch Gewinn zu erlangen, — wer hebt den ersten Stein gegen ihn? Wirkte nicht allerwärts die Erscheinung Napoleons wie ein Zauber? Mit seinen Fahnen war der Sieg, wo immer sie wehten. Wie einst Hellas dem Makedonier, dem großen Feldherrn und Räuber Alexander Altäre errichtete, berauschte der Dämon Bonaparte auch die, die ihn fürchteten. Vor dem ungeheuren Erfolg beugten sich alle.

Montgelas' Verdienst ist es, erkannt zu haben, welch unvergleichlichen Vorteil die Erwerbung der fränkischen und schwäbischen Gebiete mit ihrer blühenden Kultur und ihrer rührigen Bevölkerung — man denke nur an Nürnberg, Augsburg, Würzburg! — für das zurückgebliebene Altbayern bedeuten würde. Erst durch die Verschmelzung der schwer beweglichen altbayerischen Bevölkerung mit den regeren, lebhafteren Volkselementen der Nachbargebiete war die Möglichkeit geboten, daß Bayern ein Staat wurde, in dem sich süddeutsches Volkstum ebenso konzentrierte, wie das norddeutsche in Preußen, so daß Österreich in der Folge ohne Schaden für das gesamtdeutsche Volkstum aus dem Reichsverband ausscheiden konnte.

Die erstrebenswerten Nachbargebiete waren in der Faust des siegreichen Imperators. Dem war es gleich, ob sie ein französischer General oder ein deutscher Prinz erhielt. Montgelas sah auf die Gabe, nicht auf die Hand. Er war nicht Geschichtsprofessor, sondern Staatsminister. Kluge Lenker der Politik hätten zu allen Zeiten und in allen Staaten in gleicher Lage gleich gehandelt. Jedenfalls gilt von ihnen das Wort Macaulay's: „Wenn sie Versuchungen ausgesetzt sind, welche das gewöhnliche Maß übersteigen, sollten sie auch ein mehr als gewöhnliches Maß von Nachsicht beanspruchen dürfen.“

Und wenn es trotz alledem eine trübe Erinnerung ist, daß Napoleon in München als Cäsar und großmüthiger Wohlthäter gefeiert wurde, daß man sich ihm zu Liebe in der Idee einer Verwandtschaft der angeblich Boiischen Vorfahren mit den Galliern gefiel, daß die Verbindung des ältesten deutschen Fürstenhauses mit der Familie des Emporkömmlings als der Gipfel des Glücks begrüßt wurde, — es fehlt uns nicht der Trost, nicht der Mann, den wir dem zürnenden deutschen Patrioten mit Genugthuung nennen können. In den Tagen, da in Berlin die Siege Napoleons mit Hymnen und Freudenfeuern gefeiert wurden, da in den Palästen unter den Linden französische Generale wohnten, während die erhabene Dulderin Luise das Brot der Verbannung aß, ging der bayerische Kronprinz Ludwig in der preußischen Hauptstadt zu Schadow, um eine Büste Friedrichs des Großen zu bestellen, für einen Ehrentempel bestimmt, den er dem deutschen Genius erbauen wollte!

Diese deutsche Gesinnung, die weder der schmeichelnde, noch der drohende Imperator zu erschüttern vermochte, besetzte auch den Mann, glühte noch im Greise. Als noch der Eifer für Deutschlands Einheit und Größe von den Regierungen als Verbrechen geahndet wurde, bekannte König Ludwig seine germanischen Hoffnungen bei jedem nationalen Unternehmen durch Wort und That. Im Jahr der Erhebung — 1813 — hatte er beklagt, nicht selbst mitziehen zu dürfen in den heiligen Kampf. Er blieb jenes Jahres eingedenk. In trostloser Zeit, während der schwächliche Bundestag weder den schwelenden Haß der zwei Großmächte, noch den Haß der Konfessionen zu dämpfen vermochte, errichtete Ludwig den Helden von Leipzig zum Ruhme, den Lebenden zur Mahnung die Befreiungshalle bei Kelheim. Noch als Achtzigjähriger, da er zum Besuch der Weltausstellung nach Paris gekommen war, wartete er in den Tuilerien, wo Louis Napoleon seinem Gast nur bis zur Hälfte der Treppen entgegenkam, ruhig unten, bis der Kaiser verwundert herabstieg. „Ich war ein König und bin ein Deutscher, hätte ich mir die Zurücksetzung gefallen lassen sollen?“

Nicht minder national dachten und handelten die Nachfolger. Heute steht fest, daß der Entschluß, dem beleidigten und bedrohten Bundesgenossen ohne Verzug hilfreiche Hand zu bieten, dem freien, ureigenen Willen Ludwigs II. entsprungen ist. Unvergänglich ist der Ruhm der Bayernsöhne, die Löwenmutig für die deutsche Ehre fochten — aber unvergessen bleibe auch der Sieg, den nach den glänzenden Erfolgen der deutschen Waffen Bayerns König über seinen stolzen Geist und sein leidenschaftliches Herz gewann! Auch das war eine Heldenthat, und sie brachte seinem Volke Segen die Fülle, denn heute blicken auch wir aus unsrer Enge auf den wogenden Ozean! Bayern, bis dahin ein kleines Handelsgeschäft, sozusagen selbständig, aber ohne Kredit zur Ausdehnung seiner Verbindungen und zur Nutzbarmachung seiner Kräfte, wurde Teilnehmer am Ruhm und Gewinn des Welthauses „Germania“!

Mit staatsmännischem Blick vereinten Max Joseph und seine Nachfolger ein lebendiges Gerechtigkeitsgefühl. Die Neuerungen des Ministeriums Montgelas begannen mit dem Erlaß über die Gleichstellung der christlichen Konfessionen. Uns, die wir in Dorf und Stadt Katholiken und Protestanten in friedlicher Gemeinschaft sehen, die wir Zeugen von dem ungetrübten Glück gemischter Ehen sind, dünkt jener Beschluß selbstverständlich und eine natürliche Folge der entwickelten Humanität. Doch der erste Schritt aus dem gewohnten Geleise erfordert jederzeit Mut und Selbstüberwindung. Elisabeth von England war eine große Königin, aber das Recht der Überzeugung anzuerkennen, gewann sie nicht über sich. Wie so oft, war auch in unserm Falle eine hochherzige Anschauung die größte Staatsklugheit. Mit der früher beliebten Abschließung und Strenge gegen Andersgläubige würde es niemals gelungen sein, die Bürger der lutherischen Hochburgen, der schwäbischen und fränkischen Reichsstädte, die Bewohner der marktgräflichen Gebiete den Altbayern anzubrüdern.

Unleugbar wäre dem scharfblickenden Minister bei seinen Bemühungen für „mehr Licht“ mehr Wärme für das historisch Gewordene und mehr Schonung der auch in der rauhen Gebirgswelt

feinfühligem Volksseele zu wünschen gewesen. Die Heißsporne mit kühlem Verstand sind gewöhnlich gewaltfamer als die enthusiastischen. Schon dem Übereifer Montgelas indes wurde vom gemütvolleren Fürsten Schranken gezogen; noch schonender gingen die Thronfolger mit „operativen Eingriffen“ in das kirchliche Leben vor, ohne jemals eine unduldsame Richtung zu begünstigen.

Der Wohlstand Altbayerns beruhte ausschließlich auf dem Ackerbau. In der Einsicht, daß Handel und Gewerbe nicht Wirkung, sondern Ursache und Veranlassung der Fortschritte der Bodenkultur sein können, erblickten Bayerns Könige immer ihre Aufgabe darin, das Gleichgewicht zwischen Ackerbau und Gewerbeleiß zu erhalten. Sie sorgten gewissenhaft für den Aufschwung der Städte, die alle durch die harten, langen Kriegsjahre geschädigt waren, sorgten also für den Fortschritt der Technik und Kapitalvermehrung. Mit einem Wort: sie förderten die allseitige Volkswirtschaft, die Civilisation!

Zeitiger und williger, als alle andern deutschen Fürsten verzichtete der erste König von Bayern auf seine Selbstherrlichkeit und gab seinen Unterthanen eine Verfassung. Dadurch erst wurde die Staatseinheit eine Thatfache; Dank diesem Vertrage zwischen Fürst und Volk fühlten sich fortan Franken und Schwaben, Pfälzer und Bayern eins und gleich für alle Zeiten.

Gegen Karl Theodor hatte in Bayern Abneigung bestanden, nicht weil er ein Pfälzer war, sondern weil er das Volk, das seit sieben Jahrhunderten dem Haus der Schyren in Kampf und Noth unverbrüchliche Treue gehalten hatte, hingeben wollte für fremdes Gut. Dem Pfälzer Max Joseph öffneten sich alle Herzen. Er war in München, wie in Nürnberg oder Bayreuth daheim, bei den Seinen. Der behäbige Niederbayer, wie der Alpler, der schwäbische Patrizier wie der Rhönbauer blickten auf ihn mit dem gleichen Vertrauen. Ihm war der Adel nicht störrisch, und der gemeine Mann sah zwischen sich und der Königsburg keine Kluft. Während im Mittelalter der bestgefürchtete, der unerbittliche Fürst des Macchiavelli der mächtigste war, machte Max Joseph seinen

Thron stark und sicher durch den Grundsatz: Liebe um Liebe, Treue für Treue! Nicht Höflinge und Hofhistoriographen, sondern das Volk gab ihm den holden Namen: Vater Max!

Und in seinem Geist regierten seine Nachfolger. Volks-
erziehung, die nicht allein durch gute Schulen, durch Pflege der Wissenschaft und Kunst, sondern durch jede Verbesserung der staatlichen Einrichtungen gefördert wird, war ihre erste Sorge.

Was König Ludwig I. für die Kunst in seinem Lande gethan hat, was durch Cornelius und Schnorr, Klenze und Gärtner, Thorwaldsen und Schwanthaler und hundert andre gottbegnadete Künstler auf Anregung und unter eigenster Leitung des Königs auf allen Gebieten künstlerischen Lebens geleistet wurde, darüber braucht man in München kein Wort zu verlieren. König Ludwig gab der deutschen Kunst die Würde wieder. Doch bei aller seiner Begeisterung für diese Aufgabe erschöpfte er sich in der einen Thätigkeit nicht. Es war kein geringes Verdienst, daß er musterhafte Ordnung in die Finanzwirtschaft des Staates brachte. Er hatte einen Blick für Zukunftswerte.

Treitschke sagt sehr richtig, seit dem Pariser Frieden sei für Deutschland kein so folgenschweres, erspießliches Werk geschaffen worden, als der deutsche Zollverein. Je genauer wir über die Anfänge des großen Unternehmens unterrichtet werden, desto klarer tritt zu Tage, daß Ludwig I. von Bayern für die nationale, wie für die materielle Bedeutung des Gedankens von vorne herein das rechte Verständnis hatte und daß ihm an dessen Verwirklichung das beste Teil gebührt.

In Ludwigs I. Regierungszeit fällt die erste Anlage jener „wunderbaren Kurven“, von welchen Thaer spricht, „der gesegneten Wege, welche geometrisch entfernte Grundstücke wirtschaftlich näher rücken“. Wenn es heute nicht mehr ein Phantasiebild ist, daß der deutsche Kaiser unter dem Denkmal des großen Kurfürsten am alten Hohenzollernschloß eine Nacht besteigen wird, um durch den Mittelkanal zum alten Zoll nach Bonn zu fahren: Ludwig I. von Bayern war in der Erkenntnis, welche Wichtigkeit Wasserwege und Kanal-

anlagen für Handel und Wandel haben, seiner Zeit voran. Der Gedanke Karls des Großen, durch einen schiffbaren Kanal die Donau mit dem Main zu verbinden, lockte schon den Jüngling. Als König brachte er den langgehegten Plan zur Ausführung. Die Früchte wird sicherlich die Zukunft ernten. An und für sich widerstrebte es der Künstlerseele König Ludwigs, die schöne Willkür der Natur durch schnurgerade Schienenwege zu unterbrechen, die Stille der Wälder und Auen durch den Lärm und Rauch geschäftiger Maschinen zu stören, doch alle ästhetischen Einwände und persönlichen Empfindungen vermochten nicht seinen klaren Geist über den ungeheuren Wert der neuen Verkehrsmittel und die Forderung der neuen Zeit zu trüben:

„Vom müden Saumroß, das sich wund getragen,
Nimmt sie das Joch und schirrt vor ihrem Wagen
Den Dampf, den wilden Riesen, an . . .“

Und Ludwig erfüllte seine königliche Pflicht. Zur Zeit, da Paris noch keinen Bahnhof besaß, und der deutsche Philister das Dampfroß Stephenson's nicht viel höher schätzte als den Pegasus der Dichter, rollte der erste deutsche Bahnzug zwischen Nürnberg und Fürth. Die Volksvertreter besaßen weniger Fernblick; daß die Regierung bei allem stürmischen Widerstand beharrlich blieb und den Ausbau des bayerischen Eisenbahnnetzes durchsetzte, dankt ihr heute jeder Vernünftige. Auch die Vorteile der Verstaatlichung der Eisenbahnen wurden in Bayern frühzeitig und darum zur rechten Zeit erkannt.

Maximilian II. hatte nicht den sprühenden Geist und die ehernen Nerven seines Vaters; er war ein ernstes, doch nicht verdüstertes Gemüt, unermüdetlich zu lernen, aus Büchern wie im Umgang mit Gelehrten. Der Groll, den dieser echte Friedensfürst durch die Berufung norddeutscher Forscher und Dichter in den altbayerischen Landen erregte, war atavistischer Natur. Heute weiß man auch in München, daß nicht nur reiche Lords, sondern auch um Kunst und Wissenschaft verdiente Fremde den Eingeseffenen Gewinn bringen und daß auf die Stätte, an der z. B. ein Liebig

lehrte, von seinem Ruhm ein ebenso unvergänglicher Abglanz fällt. Heute sind wir uns über die patriotische Absicht des Fürsten vollständig klar. Nicht aus Unterschätzung der einheimischen Kräfte, sondern zu gesundem Wettstreit mit ihnen lud er jene Lehrer und Meister nach München ein.

Geistige Kämpfe wirken wohlthätig wie Gewitter. Der Wille zur Wahrheit, der höchste Begriff von der Pflicht des Lehrers war in beiden Lagern, und dieses gemeinsame Band war schließlich stärker, als der Unterschied zwischen nord- und süddeutscher Eigenart. Wie wunderbar hat sich die Meinung über den Hauptvertreter des bayerischen Autochthonentums, Döllinger, geändert! Und so wird niemand mehr vom finstern Bayern sprechen! Auch in unsren Schulen ist Licht und ozonreiche Luft!

Der friedlichen Kulturaufgaben gab es so viele, daß lange Zeit auf das Heer nicht ausreichende Sorge verwendet wurde. Sagen wir es nur, der soldatische Geist war im bayerischen Volk nicht so lebendig, wie in Preußen. Der Offizier war hochgeachtet, doch im treffenlosen Waffenrock sah der Bürger seinen Sohn nicht gern. Das rächte sich, als 1866 der Krieg ausbrach und uns die Lehre gab, daß für den politischen Wert eines Staates noch immer in erster Reihe seine Wehrkraft maßgebend sei.

Welches Verständnis Ludwig II. bei aller seiner Vorliebe für romantischen Überschwang auch für wichtige Tagesfragen und sehr reale Dinge hatte, bewies er nach unsrer militärischen Niederlage. Er gab sich, seine eigenen Empfindungen zurückdrängend, nicht einen Augenblick fruchtlosem Groll und müßiger Verstimmung hin, er erkannte sofort einen Umschwung der bayerischen Politik als das Notwendige und bot offen und ehrlich dem siegreichen Gegner die Hand. Um Bayern bei der unabwendbaren Neuordnung der deutschen Verhältnisse eine ehrenvolle Stellung zu sichern, wurde fortan die größte Sorgfalt auf die Umgestaltung des Heerwesens verwendet. Und schon nach kurzer Zeit, in schwerster Probe, in den blutigen Kämpfen von 1870/71 zeigten unsre Bayern, daß sie an Schulung und Mannszucht keiner Truppe mehr nachstanden.

Und was persönliche Tapferkeit anbelangt, so war der General wie der Gemeine, der königliche Prinz wie der Bauerssohn ein ganzer Mann.

Auf jene Ehrentage glorreicher deutscher Waffenbrüderschaft sind viele thaten- und siegesreiche Friedensjahre gefolgt. Am Ausbau des Reiches, an allem nationalen Werk hat Bayern immer redlich mitgeholfen. Unser erlauchter Regent, der uns noch lange erhalten bleibe, unser Regent, in treuer Freundschaft mit den deutschen Kaisern, in warmer Liebe für sein Land, hat den Schwur, den er in trüber, schwerer Zeit geleistet, in vollem Maße erfüllt, des Volkes Rechte gewahrt, des Volkes Wohlfahrt gefördert.

Seit dem Einzug Max Josephs hat sich die ganze Welt gewaltig verändert. Vollkommen ist sie auch heute nicht. Doch neben der schnödesten Selbstsucht sehen wir tagtäglich edelste caritas, neben dem wahnsinnigen Tanz um das goldene Kalb das höchste, uneigennützigste Pflichtgefühl in der Gelehrtenstube wie in Werkstätten, bei den ersten Würdenträgern des Staates wie beim bescheidenen Subalternbeamten.

Die Hand aufs Herz: Können wir bei der Abrechnung mit dem scheidenden Jahrhundert als Deutsche wie als Bayern nicht zufrieden sein?

Freilich, die Deutschen waren weiland in der Welt viel beliebter, sie waren so schlicht und geduldig, unsre Reichszustände und Reichsgeschichten boten draußen so viel Stoff zur Heiterkeit, unsere Nachbarn blickten auf uns mild lächelnd, wie die Athener auf die Abberiten. Heute sind die Deutschen die bestgehasste, d. h. eine mächtige Nation, denn heute sind wir ein einig Volk. Auch wir, Lehrer und Jünger, die Alten und die Jugend, wissen uns eins mit unsern Brüdern im Reich, wie wir uns eins fühlen mit unserm Landesheerrn.